

Vilmos Ágel/Roland Kehrein

Das Wort – Sprech- und/oder Schreibzeichen?

Ein empirischer Beitrag zum latenten Gegenstand der Linguistik

1. Das Problem mit dem ‚Wort‘
 - 1.1. Das latente Metakriterium
 - 1.2. Wortidee oder Wortideen?
 - 1.3. Sind Sprachzeichen Sprechzeichen und/oder Schreibzeichen?
 - 1.4. Die (empirische) Aufgabe
2. Das/die Sprechzeichen *ja*
3. Wörter: Sprech- und/oder Schreibzeichen?
4. Literatur
5. Quellen
6. Anhang: akustische Analysen anderer Bedeutungen von *ja*

1. Das Problem mit dem ‚Wort‘

1.1. Das latente Metakriterium

Irgendwann Mitte der 90er Jahre hat Oskar Reichmann in einer Heidelberger Vorlesung (sinngemäß) Folgendes gesagt:

Ohne empirische Fundierung ist die lexikografische Praxis, die Konjunktion *aber* und die Abtönungspartikel *aber* in demselben Wortartikel abzuhandeln, zumindest fragwürdig. Denn es müsste zuerst empirisch überprüft werden, ob es sich um einen oder um zwei verschiedene Signifikanten handelt. Wenn es nämlich zwei wären, ginge es ja auch um zwei verschiedene Sprachzeichen.

Das Problem, das hier – unter einem sehr bemerkenswerten Aspekt – angesprochen wird, ist die ‚Einheit des Wortes‘, d.h. letztendlich die Definitionskriterien des Begriffs ‚Wort‘. Reichmann (1976, 4ff.) zählt und diskutiert insgesamt 13 Kriterien und kommt zu der (natürlich immer noch gültigen) Feststellung, dass sich die Kriterien nicht in allen Fällen decken.

Es ist nicht unser Anliegen, in die grammatisch-lexikologische Debatte um die Definitionskriterien einzugreifen und auf diesem Wege einen Beitrag zur Problematik des Wortbegriffs zu leisten. Vielmehr möchten wir, wenn man es so sagen darf, zu dem ‚Metadiskurs‘ um den Wortbegriff beitragen. Wir wollen also nicht die Brauchbarkeit oder die Tragweite eines oder mehrerer Kriterien unter die Lupe nehmen, sondern den methodologischen Status des Diskurses selbst und vor allem die sich aus diesem ergebenden *theoretischen Implikationen empirisch untersuchen*.

Wo liegt aber das Problem?

Wir meinen, dass es unter den 13 Kriterien eines gibt, das – nicht nur im Worddiskurs, sondern allgemein in der Linguistik – immer wieder (meist) stillschweigend zu einer Art diagnostischer Bedingung oder Bezugspunkt der übrigen Kriterien erhoben worden ist und auch wird. Es handelt sich um das Kriterium der „Einheit des Schriftbildes“ (Reichmann 1976, 4), das also – wohl notwendigerweise – zu einer Art (meist) latentem Metakriterium avanciert ist.

Diese unsere Überzeugung soll durch einen kurzen und lediglich exemplarischen ‚linguistischen Streifzug‘ belegt werden:

1. Es ist wohl unbestreitbar, dass unser vorwissenschaftliches Verständnis von ‚Wort‘, das wir die *literale Idee von Wort* (im Folgenden: LIW) nennen wollen, zumindest zum Teil auf den *spatia* basiert:

Für den sprachlichen Normalverbraucher ist *Wort* meist etwas, was beim Schreiben durch Zwischenräume abgetrennt wird. (Vater 1994, 70)

Pre-theoretical notions of the word as a linguistic unit are strongly influenced by the graphic representation of words in writing. (Coulmas 1996, 550)

Da LIW natürlich nicht universal sein kann, stellt sich aber einerseits die Frage, ob eine Wortidee auch in oralen Kulturen nachweisbar ist, und wenn ja, worauf dann diese basiert. Andererseits stellt sich die Frage, ob LIW, die ja auch auf den *spatia* basiert, an die Alphabetschrift gebunden ist, und wenn ja, ob sie von der jeweiligen historischen Erscheinungsform der Alphabetschrift unabhängig ist oder nicht. (Auf diese Fragen kommen wir in 1.2. zu sprechen.)

2. Die Typen von Fragestellungen in der Fachliteratur, die sich mit dem Problem des Wortbegriffs auseinandersetzt, sind bisher in einer Weise perspektiviert, dass das latente Metakriterium nicht zu übersehen ist. Typische Fragen sind etwa: »Wie ist der wortgrammatische Status von Verschmelzungen wie *ins*, *am*, *zum* usw.?«; »Wie beurteilt man wortgrammatisch diskontinuierliche (!) Sprachzeichen wie *kommt...an*, *wird...gemacht*, *hat...gearbeitet* usw.?« (siehe etwa Vater 1994, 70f.)

Noch nicht gefragt wird hingegen: „Wie beurteilt man Sprachzeichen wie *erklärbar*, *verschwinden*, *selbstverständlich* usw.?“ Diese werden zumeist als unproblematische Repräsentanten des Wortbegriffs angesehen.¹

3. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die moderne Wortbildungsforschung, die sich mit dem Wortbegriff ja eigentlich ‚von Amts wegen‘ auseinandersetzen müsste, lieber zum Tagesgeschäft übergegangen ist.² Was ein Wort ist, wird nicht mehr erörtert, die Grenze zwischen Wort- und Satzgram-

¹ Problematisch können sie erst werden, *nachdem* man schon den Versuch unternommen hat, ‚Wort‘ explizit zu definieren. Dann ist es nämlich sehr wohl möglich, dass man (durch die eigene Definition) gezwungen (worden) ist, etwa das voll motivierte Derivat *erklärbar* als zwei Wörter anzusehen (siehe dazu Reichmann 1976, 8).

² Das ist nicht als Kritik, sondern einfach als ‚Tatsachenfeststellung‘ gemeint.

matik wird nicht etwa anhand der Kriterien ‚Idiosynkrasie vs. Systematik‘, ‚Usualität vs. Okkasionalität‘ oder eben ‚Lexikalisiertheit vs. Nichtlexikalisiertheit‘, sondern ganz offensichtlich – allerdings stillschweigend – anhand des Kriteriums ‚Zusammen- vs. Getrenntschreibung‘ gezogen (siehe etwa Motsch 1999 und Eichinger 2000).

4. In der mit der Wortbildungsforschung partiell verwandten Phraseologieforschung herrscht seit jeher Konsens darüber, dass die Mehrgliedrigkeit, d.h. die Kombination von mindestens zwei *Wörtern*, ein konstitutives Merkmal phraseologischer Einheiten darstellt (z.B. Burger 1998, 16 und Hessky 2000, 2102).³ Unter ‚Wort‘ wird in der Phraseologieforschung ganz offensichtlich die durch Zwischenräume abgetrennte graphische Einheit verstanden.

5. Die Flexionsmorphologen, die sich mit dem Wortbegriff ebenfalls ‚von Amts wegen‘ auseinandersetzen müssten, diejenigen nämlich, die Wortartensysteme aufgestellt haben, diskutieren in der Regel nicht das Was, sondern vielmehr das Wie der Klassifizierung (zum Überblick siehe Knobloch/Schaeder 2000). Daher liegt der Verdacht nahe, dass ihre Archimedischen Punkte ebenfalls die Druckerschwärzen zwischen den *spatia* sind.⁴

6. Auch wenn SyntaktikerInnen u.U. vehement ableugnen, dass sie irgendetwas mit den graphischen Einheiten zwischen *spatia* zu tun hätten (z.B. Dürscheid 2000, 20), diskutieren sie die Möglichkeiten einer Grenzziehung zwischen Wort- und Satzgrammatik genauso wenig wie die Morphologen.⁵ Selbst in einer der anspruchsvollsten Syntaxen der Gegenwartssprache kann man sich heutzutage mit der schlichten Feststellung „Sätze bestehen aus Wörtern“ (Eroms 2000, 19) begnügen, ohne Angst haben zu müssen, dass die RezensentInnen diesen Satz und seine knappe Erläuterung monieren würden.

7. Last, but not least möchten wir erwähnen, dass auch die berechtigte Forderung, die Getrennt- und Zusammenschreibung auf grammatische Grundlagen zu

³ Feilkes Theorie der „idiomatischen Prägung“ (Feilke 1998) würde ein geeignetes Dach bieten, unter dem Wortbildung und Phraseologie gemeinsam untergebracht werden könnten (und vielleicht auch sollten).

⁴ Paradigmatisch scheint uns hierfür der Fall der Verschmelzungen zu sein. Diese sog. phonologischen Wörter (Vater 1994, 71) wollen nicht als eine eigene Wortart anerkannt werden, obwohl sie sich mindestens genauso stark von ihren Primärformen ‚weggrammatikalisiert‘ haben wie die als eine eigene Wortart etablierten Abtönungspartikeln von ihren Primärformen. Wenn die Verschmelzungen ausnahmsweise doch als eine eigene Wortart aufgefasst werden, werden sie paradoxerweise definiert, als würden sie aus zwei Wörtern, die zu zwei verschiedenen Wortarten gehören, bestehen. So betrachten Bergenholz/Schaeder (1977, 133ff.) die Verschmelzungen als eine eigene Wortart, der Name der Wortart – „Präposition mit enklitischem Artikel“ – legt jedoch den Verdacht nahe, dass es sich dabei um eine Art Wortartenkomposition handelt.

⁵ Das ist auch nicht kritisch gemeint.

stellen (Eisenberg 1998, 316ff.) die Überzeugung impliziert, dass die (angenommene) primäre Organisation der Grammatik in Wort und Satz wissenschaftlich erst dann richtig ‚handhabbar‘ werden würde, wenn sie auch graphisch sichtbar gemacht würde. Dies deutet wiederum auf die ‚magische Macht‘ der Zwischenräume hin.

An dieser Stelle brechen wir unseren kleinen ‚linguistischen Streifzug‘ ab und hoffen, dass es uns gelungen ist zu vermitteln, dass LIW zumindest *zum Teil* auf den *spatia* basiert. Des Weiteren hoffen wir, dass es uns gelungen ist dafür zu argumentieren, dass das Kriterium der „Einheit des Schriftbildes“ (im Folgenden: KES) nicht als eines, das sich „nur auf die schriftliche Wiedergabe eines Worts bezieht“ (Vater 1994, 70), abgetan werden kann, sondern dass es ganz im Gegenteil den – übergangenen, anerkannten oder eben theoretisch abgelehnten (und trotzdem praktizierten) – Bezugspunkt für die anderen Kriterien darstellt.

1.2. Wortidee oder Wortideen?

Wenn KES den latenten Bezugspunkt der modernen wortbasierten Forschungen darstellt, stellt sich, wie in 1.1. erwähnt, einerseits die Frage, ob eine Wortidee auch in oralen Kulturen nachweisbar ist, andererseits die, ob LIW an die Alphabetschrift gebunden ist.⁶

Was die erste Frage anbelangt, gibt es kontroverse Positionen. Nach einem der ‚Oralitätsklassiker‘ unterscheidet sich die *orale Idee von Wort* (im Folgenden: ORIW) entscheidend von LIW:

Die Auffassung von isolierten Wörtern als bedeutungstragende, isolierte Einheiten wird durch das Schreiben begünstigt, welches [...] zergliedernd und trennend ist. (Ong 1987, 65)
Ohne die Schrift besitzen die Wörter als solche keine visuelle Präsenz [...]. Sie sind Klänge. (Ong 1987, 37)

Diese „Klänge“ seien nicht durch Bedeutungshaftigkeit, sondern vielmehr durch „Ereignishaftigkeit“ charakterisierbar (Ong 1987, 38).⁷

Linguistisch gesehen folgt aus Ongs (und Malinowskis) Auffassung, dass ORIW dynamisch und prozessorientiert, LIW dagegen statisch und produktorientiert ist. Semiotisch gesehen folgt aus ihr, dass ORIW nicht auf der Verbin-

⁶ Da der Terminus ‚Wortforschung‘ besetzt ist, müssen wir auf den zugegebenermaßen umständlichen Ausdruck ‚wortbasierte Forschung‘ ausweichen. Darunter verstehen wir jede Art linguistischer Forschung, die explizit oder implizit mit einem Wortbegriff arbeitet.

⁷ Es sei an dieser Stelle auch an Bronislaw Malinowskis klassische Studie (engl. Original: 1923) erinnert, in der die Funktion primär oraler Sprache als „Handlungsmodus“ und nicht als „Instrument der Reflexion“ charakterisiert wird (Malinowski 1974, 346). Orale Wörter seien nach Malinowski nicht deskriptiv (wie die literalen), sondern sie würden „Aktionsmodi“ darstellen (ebd., insb. 359–367). In oralen Kulturen benutzt man ein Wort „dann, wenn es ein Handeln hervorrufen kann, nicht um ein Handeln zu beschreiben [...]“ (ebd., 361).

dung von Signifikant und Signifikat basiert, sondern auf der Beziehbarkeit eines „Klanges“ auf ein Ereignis oder – in Anlehnung an die moderne Semiotik formuliert – auf einer ‚klingenden‘ Zeigehandlung (siehe dazu Trabant 1996, 90ff.). Ongs (und Malinowskis) Semiotik impliziert also die Unterscheidung zwischen einem oralen Sprechzeichen, mit dem man handelt, und einem literalen Schreibzeichen, mit dem man beschreibt/referiert/repräsentiert. Daher muss sich in ORIW eher die pragmatische Organisation des Sprechens widerspiegeln, während sich LIW an die grammatische Organisation der Sprache anlehnt. Insofern ist es äußerst unwahrscheinlich, dass durch die Einführung der *spatia* die ‚oralen Wörter‘ lediglich verstärkt ins Bewusstsein treten würden, wie etwa von Hans-Martin Gauger, einem Vertreter der Gegenposition, behauptet wird:

Zum Beispiel ist die Behauptung schwer haltbar, dass erst die Schrift ein Wortbewußtsein vermittelt habe, so als hätten die Sprechenden in jenem ‚Jenseits der Schrift‘ nicht über ein intuitives Wissen darüber verfügt, was ein Wort ist. Als ob dazu die Schrift notwendig gewesen wäre! Als ob das Wort ein Produkt wäre der Schrift! [...] Ein intuitives Wissen über das, was ein Wort ist, gab und gibt es also *vor* und unabhängig von jeder Schrift. Wobei wir wiederum sehen müssen, daß die Schrift, dann speziell die Einführung der Abstände, der ‚spatia‘ zwischen den Wörtern, welche Wortbewußtheit bereits zur Voraussetzung hat, dies Bewußtsein weiter verstärkten. (Gauger 1994, 47)

Zuzustimmen ist dagegen Gauger, wenn er betont, dass es ein „Wortbewußtsein“ vor und unabhängig von jeder Schrift gebe. Es ist aber eben ein *völlig anderes* „Wortbewußtsein“:

Non-literate cultures [...] have a different concept of the word than literate cultures. (Coulmas 1996, 550)

Eine kompetente Antwort auf die zweite Frage, ob nämlich LIW an die Alphabetschrift gebunden ist, geht leider über unsere Möglichkeiten hinaus. Doch können wir uns kaum vorstellen, dass das vorwissenschaftliche literale Wortverständnis etwa in Korea mit dem etwa in Deutschland vergleichbar wäre. In der Hangul-Schrift sind es nämlich die Repräsentationen von Silben, die einen graphischen Block bilden und durch *spatia* abgetrennt werden (Coulmas 1996, 277). Daher liegt es nahe anzunehmen, dass die ‚koreanische LIW‘ eine Art Silbenblockidee ist. Wir denken also, dass man mit verschiedenen Typen von LIWs zu rechnen hat und dass folglich die oben in Anlehnung an Ong (und Malinowski) erfolgte linguistisch-semiotische Charakterisierung von LIW lediglich auf die ‚alphabetische LIW‘ zutrifft.⁸

Es wäre allerdings naiv zu glauben, dass die diversen Schreibtraditionen, in denen die Alphabetschrift historisch erscheint, LIW nicht berührt hätten. Wie erwähnt, baut unsere ‚moderne LIW‘ auf die *spatia*, deren Erscheinung aber an eine bestimmte Stufe der historischen Entwicklung der Alphabetschrift gebunden ist. Sie hätte sich zu der Zeit der lateinischen und frühmittelalterlichen *scriptio continua* nicht herausbilden können.

⁸ Der Einfachheit halber verstehen wir im vorliegenden Beitrag unter ‚LIW‘ immer die ‚alphabetische LIW‘.

Diese unsere Überzeugung ist nicht einfach in dem ‚gesunden Menschenverstand‘ begründet, sondern folgt auch aus dem sehr überzeugenden evolutionären Sprache/Schrift-Modell von Hartmut Günther (1995):

Günther geht davon aus, dass die Quasi-Objektivierung des Sprechens in der Schrift ein langer historischer Prozess ist, dem sich die Beschreibungen der Grammatiker sukzessive angepasst haben. Er rekonstruiert diesen Prozess, dessen Stadien an der Veränderung der äußeren Form von Schriftzeichen und Schriftstücken nachzuvollziehen seien, nach dem folgenden Leitprinzip:

Die Schrift fungiert als Modell für die (Analyse der) Lautsprache. (Günther 1995, 17)

Den entscheidenden Schritt in der Veränderung der äußeren Form von Schriftstücken stelle der Übergang von der sog. phonographischen in die sog. grammatische Phase dar (ebd., 21). Dabei geht es um die Einführung des Wortzwischenraumes, der die grammatische Gliederung der ehemals partiturähnlichen Texte einleitet. Im Geschriebenen beginne die grammatische Organisation sichtbar zu werden. Damit entfällt die für die phonographische Phase charakteristische notwendige Rückkopplung des Geschriebenen an das Gesprochene. Buchstabierendes und lautes Lesen des MA wird vom leisen bzw. stummen Lesen abgelöst.⁹

Aus diesem sehr plausiblen Modell folgern wir, dass bei literalisierten Menschen der phonographischen Phase ORIW nicht mehr funktioniert, ohne dass sie durch LIW bereits ersetzt worden wäre. In dieser Zeit des ‚Interregnums‘ könnte man daher – bezogen auf Literalisierte – wohl viel eher von einer Graphemidee als von einer Wortidee sprechen.

1.3. Sind Sprachzeichen Sprechzeichen und/oder Schreibzeichen?

Das Problem, dass KES den latenten Bezugspunkt der wortbasierten Forschungen darstellt, das Problem also, dass die wortbasierte Forschung auf einer verschrifteten, ja verschriftlichten Wortidee basiert, ist alles andere als ein intern zu lösendes Detailproblem einiger weniger linguistischer Disziplinen wie Morphologie, Lexikologie, Lexikografie oder Metalexikografie.¹⁰ Worauf auch Oskar Reichmann in der zitierten Heidelberger Vorlesung – vordergründig auf die Lexikografie bezogen – abgehoben hat, ist nämlich gerade,

dass im Grunde die gesamte moderne Linguistik – ob bei der Theoriebildung oder bei der Theorieranwendung, ob explizit oder implizit – in irgendeiner Form mit ‚Wörtern‘ zu tun

⁹ Das ist aber sicherlich ein langer Prozess. Goody und Watt rechnen in ihrer klassischen Studie „Konsequenzen der Literalität“ damit, dass „man vor der Erfindung der Buchdruckerkunst selten für sich still las [...].“ (Goody/Watt 1986, 85)

¹⁰ Mit „Verschriftung“ meinen Koch und Oesterreicher den medialen, mit „Verschriftlichung“ den konzeptionellen Aspekt der Literalisierung (Koch/Oesterreicher 1994, 587). Zu der Unterscheidung ‚Medium vs. Konzeption‘ vgl. Söll 1985, 17ff. bzw. Koch/Oesterreicher 1985 und 1994.

habe, dass sie aber an ihrem deklarierten Gegenstand, dem Saussure'schen „mot parlé“, latent ‚vorbearbeite‘, wenn sie sich nicht (nur) an den Sprechzeichen, sondern (auch) an den Schreibzeichen – an dem Schriftbild – orientiere.¹¹

Was Reichmann meint und was auch wir am Beispiel der Wortidee(n) nachzuweisen versuchten, ist mit einem anderen Wort, dass die moderne Sprachwissenschaft *skriptizistisch* ist. Diese „scriptist bias of modern linguistics“ (Harris 1980, 8) bedeutet u.E. genauer, dass die führenden Sprach- und Grammatiktheorien des 20. Jhs. ein ‚Doppelleben‘ führen:

1. Per declarationem sind sie logozentrisch (Derrida 1983, 53ff.), verkünden also das Primat des „mot parlé“.
2. Qua Implikationen der jeweiligen Theorien muss jedoch auf das latente Primat des „mot écrit“ geschlossen werden. Dabei geht es einerseits um eine schrift(mit)induzierte extensionale Gegenstandskonstitution auf der Ebene der ‚Daten‘, andererseits um eine schrift(mit)induzierte intensionale Gegenstandskonstitution auf der Ebene der Theorien.¹²

An dieser Stelle möchten wir betonen, dass man u.E. einen Unterschied zwischen *Skriptizismus* und *Schriftbezogenheit* machen muss. Der Ausdruck *Skriptizismus* ist insofern negativ konnotiert, als er einen Widerspruch zwischen Theorie und ‚Wirklichkeit‘ beschreibt. Dagegen ist der Ausdruck *Schriftbezogenheit* neutral.

Semiotisch gesprochen besteht der Skriptizismus darin, dass man (als deklariertes Logozenriter) der Auffassung ist, dass die etwa in den Wörterbüchern präsentierte ausdrucksseitige Diskretheit und Konstanz der ‚Sprachzeichen‘ auf der phonologischen Analyse von Sprechzeichen beruhe, dass aber in Wirklichkeit das Konzept des ‚Sprachzeichens‘ zumindest teilweise schriftinduziert ist und sich nicht nur an die Sprechzeichen, sondern auch an die Schreibzeichen anlehnt.

¹¹ In der deutschen Übersetzung lautet die Saussure'sche Bestimmung des Objekts der Sprachwissenschaft (CLG, 28): „Sprache und Schrift sind zwei verschiedene Systeme von Zeichen; das letztere besteht nur zu dem Zweck, um das erstere darzustellen. Nicht die Verknüpfung von geschriebenem und gesprochenem Wort ist Gegenstand der Sprachwissenschaft, sondern nur das letztere, das gesprochene Wort allein ist ihr Objekt.“

¹² Zum Nachweis des Skriptizismus der führenden (und explizit logozentrischen) Sprach- und Grammatiktheorien des 20. Jhs. am Beispiel von Saussure und Chomsky siehe Ägel 2002. Zum Skriptizismus aus der Sicht der (besonders betroffenen) Gesprochenen-Sprache-Forschung siehe Fiehler 2000.

1.4. Die (empirische) Aufgabe

Dem aufmerksamen Leser ist unsere Formulierung, dass LIW *zum Teil* auf den *spatia* basiert, nicht entgangen. In der Tat will man mit KES nicht nur die – durch die *spatia* abgesteckten – syntagmatischen, sondern auch die paradigmatischen Grenzen des literalen ‚Wortes‘ erfassen. In diesem Sinne gelten etwa *Saite* und *Seite* oder *Seite* und *Seide* als je zwei verschiedene „Einheiten des Schriftbildes“, d.h. als je zwei verschiedene literale ‚Wörter‘. Entscheidend ist hierfür die ausdrucks- und die inhaltsseitige Distinktivität.

Während das Kriterium für die inhaltsseitige Distinktivität zumindest prinzipiell klar ist (Homonymie vs. Polysemie), scheint uns, dass eine theoretische Auseinandersetzung mit der Problematik der ausdrucksseitigen Distinktivität und deren Beziehung zu der inhaltsseitigen Distinktivität immer noch ein Desiderat darstellt. Was wir damit meinen, soll erneut an dem Fall ‚Abtönungspartikeln vs. Verschmelzungen‘ angedeutet werden:

Wie erwähnt, ist der Grammatikalisierungsabstand zwischen Verschmelzungen (z.B. *im*, *am*, *zum*) und ihren Primärformen (*in dem*, *an dem*, *zu dem*) durchaus mit dem zwischen Abtönungspartikeln und ihren Primärformen vergleichbar. In der Partikelforschung geht man davon aus, dass es sich dabei um Polysemie handelt, weil die jeweilige Primärbedeutung und die jeweilige(n) Abtönungsbedeutung(en), wenn auch u.U. nur mit ‚Ach und Krach‘, unter einer sog. „Gesamtbedeutung“ (Hentschel/Weydt 1994, 285f.) subsumiert werden könnten.¹³ Die Annahme einer „Gesamtbedeutung“ scheint auszureichen, um – stillschweigend – *auch* die ausdrucksseitige Einheit des Wortes zu postulieren.

Dass hier ein ganz klarer Fall der latenten Arbeit mit KES vorliegt, sieht man einerseits daran, dass das Problem des Wortstatus nur bei den Verschmelzungen, die sich ja auch optisch von ihren Primärformen unterscheiden, auftaucht. Hier reichen also vergleichbare „Gesamtbedeutungen“ nicht mehr aus. Das ist umso merkwürdiger, als andererseits selbst bei *ausdrucksseitigen* Unterschieden zwischen betonten und unbetonten Formen (!) derselben (!) Abtönungspartikel die Inhaltsseite als entscheidend angesehen wird.¹⁴

Dabei kann man einheitliche, ‚übergreifende‘ Bedeutungen der Partikeln, die ihren betonten und unbetonten Formen gemeinsam sind, annehmen. Somit entfällt die Notwendigkeit, Verfahren, die sonst dem deutschen Sprachsystem fremd sind (zeichnenunterscheidende prosodische Verfahren) in die Beschreibung mit aufzunehmen. (Weydt 1986, 402)

Soweit unsere ‚theoretische Diagnose‘, die (u.a.) die folgende empirisch anzugehende Aufgabe induziert:

¹³ Dabei ist eine immer wieder bemerkte terminologische Merkwürdigkeit der Partikelforschung, dass Primärform und Abtönungspartikel – meist in Anführungszeichen gesetzt – als ‚Homonyme‘ bezeichnet werden.

¹⁴ Weydt versteht unter der ‚übergreifenden Bedeutung‘ die semantischen Merkmale, „die allen Vorkommen einer Abtönungspartikel gemeinsam sind.“ (Hentschel/Weydt 1994, 285)

Definieren die ausdrucksseitigen paradigmatischen Grenzen des literalen ‚Wortes‘ Sprechzeichen und/oder Schreibzeichen? Anders gefragt:

Ist LIW ‚lediglich‘ kraft der *spatia* schriftbezogen, oder auch kraft der (latenten) paradigmatischen Anwendung von KES?

Im Folgenden wollen wir uns dieser Aufgabe am Beispiel der empirischen Analyse der Partikel *ja* (Schriftbild) zuwenden. Von den Ergebnissen dieser Analyse erwarten wir nicht nur eine Antwort auf die oben formulierte Frage, sondern auch Antworten oder Teilantworten u.a. auf die folgenden ebenfalls heiklen theoretischen Fragen:

1. Wie sollte man verfahren, wenn es sich nachweisen ließe, dass die Linguistik nicht nur auf der ‚hohen‘ Ebene der Sprach- und Grammatiktheorien, sondern auch in ihrem ‚Arbeitsalltag‘ skriptizistisch ist? Den Skriptizismus *und* die Schriftbezogenheit wenigstens im ‚Arbeitsalltag‘ abschaffen? Oder den Skriptizismus abschaffen, aber sich offen zu der Schriftbezogenheit bekennen und das Bekenntnis zu begründen suchen (in der Hoffnung, dass man auf diese Weise irgendwann auch auf der ‚hohen‘ Ebene der Sprach- und Grammatiktheorien ankommt)?
2. Die erste Frage ist eng verbunden mit der folgenden: Ist es nicht grundsätzlich verfehlt, wenn Literalisierte die Schriftbezogenheit abschaffen wollen? Denn in der Tat dürfte es trotz eventueller segmentaler und prosodischer Unterschiede so etwas wie ein ‚Gefühl‘ der Einheit eines geschriebenen ‚Wortes‘ geben. Sollten die wortbasierten Forschungen dieses ‚Gefühl‘ ignorieren?
3. Sollte man die berechtigte Forderung nach der ‚Emanzipation‘ der Gesprochenen-Sprache-Forschung so verstehen, dass man die Aufgabe hat nachzuweisen, dass das ‚Gefühl‘ der Einheit des geschriebenen ‚Wortes‘ in der konzeptionellen Mündlichkeit gar nicht existiert?
4. Sind ‚Wortarten‘ Klassen von Sprechzeichen, Klassen von Schreibzeichen oder vielleicht beides?
5. Und schließlich die entscheidende theoretische Frage: Sollte das „mot parlé“ auch als der Gegenstand der Linguistik des 21.Jhs. (re)definiert werden? Wäre eine Rückkehr zu Saussure durch eine neue theoretische Attacke gegen das „mot écrit“ angemessen?

2. Das/die Sprechzeichen *ja*

Unsere empirischen Analysen richten sich exemplarisch auf den Signifikanten – hier zunächst im Sinne von ‚Signifikant des Schreibzeichens‘ – *ja*. In dem (einzelnen) Wörterbucheintrag von Dudens Deutschem Universalwörterbuch werden sieben primäre, insgesamt zwölf Bedeutungen von *ja* angegeben. Ob diesen Bedeutungen – analog zum Schreibzeichen – ein einziges Sprechzeichen entspricht, obwohl bereits in dem Wörterbuchartikel prosodische Unterschiede angegeben sind, war die leitende Fragestellung unserer Analysen (siehe 1.4.).

Die Hypothesen wurden an mindestens einem Beleg je Bedeutung nach Duden überprüft. Zusätzliche Belege wurden für typische Kombinationen von *ja* (vgl. Thurmair 1989, 208–215) berücksichtigt. Die Texte für die insgesamt 26 Bedeutungen von *ja* stammen aus den IDS-Korpora und wurden von jeweils

fünf SprecherInnen laut vorgelesen.¹⁵ Die Belege für die Bedeutungen nach Duden waren:¹⁶

- 1a drückt eine zustimmende Antwort auf eine Entscheidungsfrage aus
- ...,„Ich sollte mich hier mit einem Herrn treffen, den ich gar nicht kenne.“ „Ja, das erwähnten Sie schon.“ ... „Wenn ich Sie vorhin richtig verstanden habe, geht es doch um irgendeine geschäftliche Angelegenheit.“ „Ja, mein Chef ist mit Dr. Blomhardt in Hameln befreundet, sie sind Geschäftspartner“... (Balden, 7)
- 1b drückt in Verbindung mit einem Modaladverb [freudige] Bekräftigung aus
- ...,„Darf ich Ihnen erst noch eine Tasse Kaffee anbieten?“ schlug Gabriele vor, weil er einfach nur stumm stehen blieb. „Ja, gern, danke vielmals.“... (Balden, 27)
- 2 (betont) nachgestellt bei [rhetorischen] Fragen, auf die eine zustimmende Antwort erwartet wird, als Bitte, Ausdruck leisen Zweifels od. Bestätigung; *nicht wahr?*
- ...,„Wenn es dir bessergeht, fahren wir beide mit der Kutsche spazieren, ja? Du wirst ja viel frische Luft brauchen“... (de Groot, 51)
- 3a (unbetont) drückt im Aussagesatz eine resümierende Feststellung aus, weist auf etw. Bekanntes hin od. dient der Begründung für ein nicht explizites Geschehen od. für etw. Allgemeingültiges
- ...,„Natürlich!“ schrie der Fürst ironisch auf. „Ihr liebt euch! Ihr kennt euch ja schon seit einer Ewigkeit! Habt ihr vielleicht auch schon zusammen geschlafen?“... (Torwegge, 9)

Partikelkombinationen:

- ...,„Glänzend geschrieben, aber ziemlich gemein“. „Nun ja“, sagte ich, „er ist ja auch ein Christ“. „Sie etwa nicht?“... (Böll, 109)
- ...Es ist nur arg, daß man uns das nicht von vorneherein klarmacht. Aber hätte es denn einen Zweck? Wir könnten es ja doch nicht aufnehmen. Also, wie gesagt, Kindchen, wenn schon nicht Glück, dann wenigstens Zufriedenheit.... (Bergengrün, 47)
- ...Die ursprüngliche Annahme Virchows, daß jeder Krankheit eine Veränderung von Zellen oder Zellsystemen entspreche und damit jede Krankheit an einen Ort im Körper gebunden sei, war ja eben nur eine Annahme.... (Bamm, 92)
- ...,„Sie sollen mich loslassen! Ich kann toben, so lange ich will, ich muß ja sowieso sterben. Ihr habt es alle gewußt.“... (Stephan, 41)

¹⁵ Bei den Texten lagen vor und nach dem *ja* jeweils ca. fünf bis zehn Sätze, so dass der Zweck unserer Aufnahmen nicht erkannt werden konnte. Bei den SprecherInnen handelte es sich um Mitarbeiter und Studierende an der Universität Marburg im Alter zwischen 20 und 30 Jahren, die alle überwiegend ein standardnahes Register verwenden. Unser Korpus hat einen Gesamtumfang von 130 Aufnahmen.

¹⁶ Wir übernehmen sowohl die Nummerierung als auch die Bedeutungsangaben durch (sog.) erklärende Umschreibungen und – sporadisch – durch Synonyme (kursiviert) aus dem Duden. Die Belege für die Partikelkombinationen wurden in die Duden-Gliederung integriert. In den zitierten Belegstellen wurden die betreffenden *jas* von uns durch Kursivierung hervorgehoben.

- ...,„Weil ich bettelarm bin und kein Geld habe“, stöhnte er. Ulrikes Augen verengten sich. Das war *ja wohl* die dümmste Ausrede, die er sich einfallen lassen konnte.... (Uhl, 20)
- ...Anschaulich war *ja schon* gewesen, daß die amtlichen Beschriftungen in Antiqua und in cyrillischen Zeichen gefertigt waren.... (Heuss, 305)
- ...Wollte Herr Karsch sich dazu verstehen? Man kann es *ja mal* versuchen. Aus besorgter Augenenge schweigend starrte sie neben ihn... (Johnson, 127)
- 3b (unbetont) drückt im Aussage-, Ausrufesatz Erstaunen über etw. od. Ironie aus
- ...Dabei machte er zwei, drei schlurfende Schritte tiefer in den Raum. „Da bist du *ja endlich!*“ sagte eine schneidende Stimme von der Theke.... (Pegg, 46)
- 3c (unbetont) einschränkend, meist in Korrelation mit *aber*
- ...,„Du hättest sie heiraten sollen“, sagte Sabine leise, „ich meine – ach, du weißt, was ich meine“. „Ich weiß“, sagte ich, „ich wollte *ja*, aber dann kam heraus, daß man diesen verfluchten Schein vom Standesamt haben muß.“... (Böll, 255)
- ...,„Nachts ging sie im Schloß spazieren. Ein bißchen Bewegung brauchte sie *ja*. Aber sie war oft ungebärdig und sehr unhöflich zu der gnädigen Gräfin.“... (Uhl, 60)
- 4 (betont) in Aufforderungssätzen als Ausdruck dringender Mahnung; *unbedingt, ganz bestimmt; auf jeden/keinen Fall*
- ...,„Den Rauch vom Schießpulver haben wir bis oben hin gerochen“, schildert ein Hausbewohner: „Meine Frau hat gesagt, geh' *ja* nicht 'runter.“ ... (FR, 2)
- Partikelkombinationen:
- ...Der wischte sich die Hände an den Hosen ab – eine typische Malerbewegung – und drohte, bevor er verschwand: „Daß du *mir ja* nix von meinem Fisch nimmst!“ Oskar aber hatte genug vom Fisch.... (Grass, 457)
- ...,„Oho“, hatte der Wimmer Sepp ihn unterbrochen, „täusch dich *nur ja* nicht, mein Lieber. Ich bin keiner von denen, die neugierig die Post durchschnüffeln!“... (Jung, 12)
- 5 (unbetont) zur steigernden Anreihung von Sätzen od. Satzteilen; *mehr noch; sogar; um nicht zu sagen*
- ...Nicht einmal das Lätwerk, das sonst empfindlich, *ja* fast hysterisch auf den geringsten Stoß, auf draußen vorbeirellende Bierwagen reagierte, zeigte sich durch meinen Schrei beeindruckt.... (Grass, 52)
- ...Den Dr. Werner wollte ich vertreiben, bloßstellen, ihn der Pfuscherei, *ja* sogar der fahrlässigen Tötung während einer Kehlkopfoperation bezichtigen. ... (Grass, 404)
- ...Die Höflichkeit kann so bis zur unpersönlichen Form werden, man kann auch den unsympathischen Menschen mit derselben, *ja* vielleicht mit einer größeren Höflichkeit behandeln, als den sympathischen.... (Bollnow, 84)
- ...Alle unsere 367.000 großen Vierbeiner gehen während der Regenzeit Wochen, *ja* Monate restlos über die neuen Ostgrenzen hinaus, mit denen man jetzt den Serengeti-Nationalpark abgrenzen wird, das wissen wir nun.... (Grzimek, 191)
- 6a (betont od. unbetont) reiht einen Satz an, in dem konzessiv Bezug auf vorangegangene Aussagen od. Gedanken genommen wird; *allerdings*
- ...Nun, glücklich bin ich wahrscheinlich nicht gewesen, aber zufrieden, – *ja*, das

- war ich wohl. Ich habe gute Kinder gehabt, und mit der Gesundheit ist es die längste Zeit auch gegangen.... (Bergengrün, 45)
- 6b (betont od. unbetont) bestätigt die Berechtigung einer vorangegangenen Frage
- ...Hätte das nun nicht immer so fortgehen können, *ja*, hätte es nicht eigentlich so fortgehen müssen?... (Bergengrün, 26)
- 7a (allein stehend) dient dazu, sich am Telefon zu melden
- ...Er übergab den Hörer mit einer vielsagenden Verneigung dem Prinzen. „*Ja*, wer ist da?“ fragte Prinz Flavio.... (Larsen, 45)
- 7b (allein stehend) drückt einen Zweifel, eine Frage aus, wenn man etwas nicht verstanden hat od. glauben will
- ...„Hmm, ich liebe Püree“, schnalzte Klaus mit der Zunge. „So? *Ja*?“ kam es fast tonlos über Barbaras Lippen. „Darum habe ich auch so viel Kartoffelpüree gemacht.“... (Torwegge, 43)

Die Aufnahmen wurden sowohl auditiv – Segmentierung pragmatischer/rede-syntaktischer Basiseinheiten¹⁷ und Notation von Akzentpositionen und -stärken sowie phonetische Transkription der *jas* – als auch größtenteils akustisch – Ermittlung der Grundfrequenz-, Intensitäts- und Dauerwerte – analysiert.¹⁸

Die Analysen führen uns zunächst zu den folgenden beiden allgemeineren Ergebnissen:

1. Die fünf Realisationen von *ja* sind bei 25 der 26 Belege gleich, d.h. zwischen den SprecherInnen sind keine Unterschiede hinsichtlich der Ausdrucksseite der jeweiligen Bedeutung zu beobachten. Lediglich bei 6b – Bestätigung der Berechtigung einer vorangegangenen Frage – wird das *ja* von drei SprecherInnen akzentuiert, von zweien aber nicht. Diese Variabilität wird allerdings auch im Duden angegeben (siehe auch Ergebnis 2).

2. Die Realisationen von *ja* in unserem Korpus stimmen mit den Angaben – soweit vorhanden – in dem Wörterbuchartikel des Duden überein. Diese Übereinstimmung betrifft sowohl die (Nicht-)Akzentuierung als auch das Auftreten von *ja* als selbständiger pragmatischer Basiseinheit (Funktionen 1a sowie 7a und 7b). Über die Angaben im Duden hinausgehend realisieren unsere Spre-

¹⁷ *Pragmatische/rede-syntaktische Basiseinheit* (im Nachfolgenden abkürzend als *pragmatische Basiseinheit*) bedeutet, dass die betreffende (Teil-)Äußerung im Kontext äußerungssemantisch vollständig ist, eine erkennbare Äußerungsabsicht hat und mit einem Intonationsmuster korreliert (vgl. dazu auch Kehrein 2001). Zu beachten ist dabei, dass die Redesyntax nicht mit der schriftlichen Vorlage übereinstimmen muss.

¹⁸ Zu allen Ausführungen zur Prosodie vgl. Kehrein 2001. Die akustischen Analysen wurden mit dem Sprachanalyseprogramm Praat durchgeführt (vgl. <http://www.praat.org>). Im laufenden Text und im Anhang findet sich für jede der zwölf Bedeutungen eine Abbildung einer akustischen Analyse.

cherInnen (mitunter) auch die Ausdrucksseite der Bedeutungen 1b, 2, 6a und 6b als pragmatische Basiseinheiten mit jeweils lokalen Intonationmustern.

Die folgende Tabelle bietet eine Übersicht über die Angaben im Duden im Vergleich zu unserer Erhebung:¹⁹

Bedeutung nach Duden	Anzahl der Belege	Signifikant nach Duden			Signifikant in Erhebung (jew. Anzahl d. SprecherInnen)		
		betont	unbetont	Stellung	akzentuiert	nicht akzentuiert	pragm. Basiseinheit
1a zustimmende Antwort	2				5		5
1b m. Modaladverb (freudige) Bekräftigung	1				5		1
2 zustimmende Antwort wird erwartet	1	+		nachgestellt	5		5
3a Hinweis auf etwas Bekanntes	8		+			5	
3b Erstaunen od. Ironie	1		+			5	
3c einschränkend	2		+			5	
4 dringende Mahnung	3	+			5		
5 steigernde Anreihung	4		+			5	
6a konzessiver Bezug auf vorangegangene Aussage	1	+	+		5		3
6b Bestätigung der Berechtigung einer vorangegangenen Frage	1	+	+		3	2	3
7a Melden am Telefon	1			allein stehend	5		5
7b Ausdruck von Zweifel	1			allein stehend	5		5

3. Die Ausdrucksseite der Bedeutungen 1a, 1b, 2, 6a, 6b, 7a und 7b kann eine pragmatische Basiseinheit bilden. Wie die oben in Anm. 17 angegebene Definition deutlich macht, heißt pragmatische Basiseinheit nicht, dass die (Teil-)Äußerung zwischen zwei Pausen – etwa den *spatia* vergleichbar – steht. Vielmehr bildet *ja* hier im Kontext eine Einheit, die

¹⁹ Die weiteren Ausführungen beziehen sich auf die hier genannten Merkmale der Ausdrucksseite.

1. äußerungssemantisch vollständig ist,
2. eine erkennbare Äußerungsabsicht hat und
3. mit einem Intonationsmuster korreliert.

Die jeweiligen Intonationsmuster tragen dann ihrerseits zur Äußerungsbedeutung bei (siehe auch unten). Die folgende Abbildung zeigt eine akustische Analyse des Belegs für Bedeutung 2, bei dem das *ja* eine pragmatische Basiseinheit bildet, aber dennoch ohne Pause an die vorangehende Einheit angehängt ist.

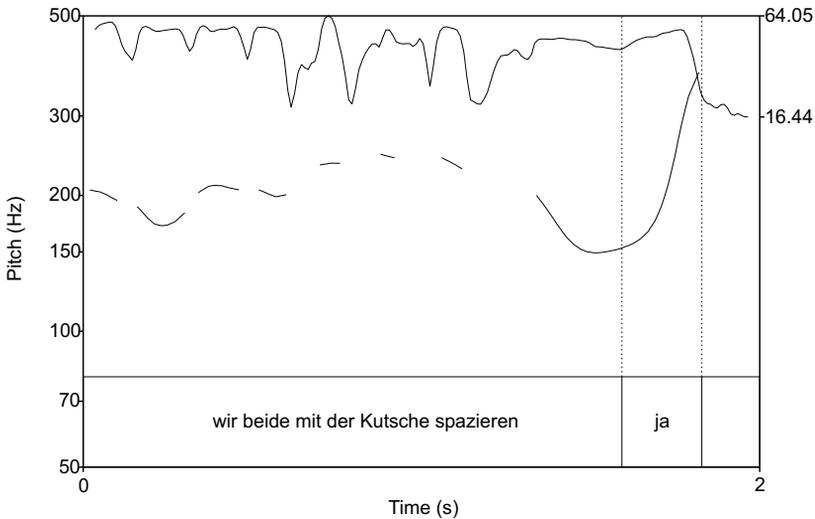


Abb. 1 (Bedeutung 2)²⁰

4. Jedes *ja*, das eine pragmatische Basiseinheit bildet, trägt einen Akzent, aber nicht umgekehrt (z.B. Bedeutung 4).

5. Bei den Akzenten handelt es sich in jedem Fall um Äußerungsakzente. Das bedeutet, dass die jeweilige Silbe *ja* auditiv prominenter ist als nicht akzentuierte Silben und gleich prominent wie andere Silben des sprachlichen Kontextes mit Äußerungsakzent. Besonders starke Prominenz (Hervorhebungsakzente) kommt bei *ja* nicht vor.

Die akustischen Korrelate der Äußerungsakzente sind uneinheitlich. Der Prominenzwahrnehmung kann sowohl ein Merkmalskomplex aus höherer Grundfrequenz oder höherem F₀-Umfang (d.h. einer größeren Differenz zwi-

²⁰ Die Abbildungen der akustischen Analysen enthalten folgende Informationen: Intensitätsverlauf (durchgezogene Linie im oberen Bereich; Maximum und Minimum sind in dB rechts angegeben), Grundfrequenzverlauf (unterbrochene Linie über die gesamte Rahmenhöhe; Skalierung von 50–500 Hz links) und Dauer des Äußerungsausschnitts (unten; alle Rahmen bilden einen zweisekündigen Ausschnitt ab).

schen F0-Maximum und -Minimum auf der Silbe), höherer Intensität und längerer Dauer der Silbe als auch die Kombination von nur zweien dieser Merkmale entsprechen.²¹ In Abb. 2 ist die akustische Analyse eines Belegs für Bedeutung 4 wiedergegeben, bei dem der Prominenzwahrnehmung die erhöhte Dauer sowie der größere F0-Umfang auf der Silbe entsprechen.

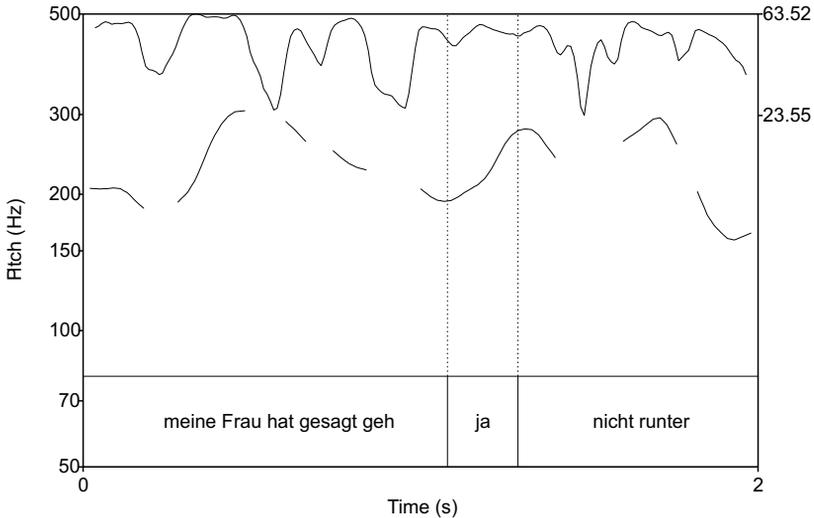


Abb. 2 (Bedeutung 4)

6. Bei den Realisierungen von *ja*, die als nicht akzentuiert wahrgenommen wurden, liegen die Werte der akustischen Merkmale ‚Grundfrequenz‘, ‚Intensität‘ und ‚Dauer‘ niedriger als bei umliegenden Silben des sprachlichen Kontexts (siehe Abb. 3).

²¹ Für *höher* und *länger* können keine absoluten Werte angegeben werden. Diese Angaben sind vielmehr streng relativ zu umliegenden Silben zu ermitteln.

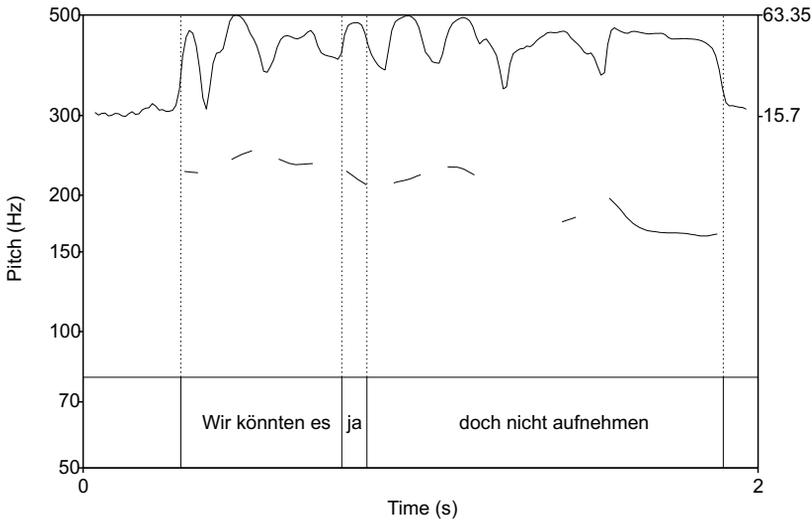


Abb. 3 (Bedeutung 3a)

7. Zwischen den Realisierungstypen, die sich darin unterscheiden, dass sie einerseits pragmatische Basiseinheiten bilden können und/oder akzentuiert sind und andererseits nicht akzentuiert sind, besteht ein weiterer, segmenteller Unterschied: Der Vokal des *ja* wird bei den nicht akzentuierten Realisierungstypen regelmäßig als [ɐ], d.h. als reduzierter, zentralerer Vokal realisiert als bei den akzentuierten Realisierungstypen. Bei diesen liegt ein [a] vor.²² Auch diese Wahrnehmung lässt sich durch akustische Analysen stützen: Der F1 (Formant 1) beim Vokal der nicht akzentuierten Silben liegt niedriger als bei den akzentuierten Silben. Diesem Messergebnis entspricht artikulatorisch ein leicht geschlossenere, zentralerer Vokal. Möglicherweise handelt es sich bei diesem formalen Merkmal um ein Epiphänomen der (Nicht-)Akzentuiertheit.

Auf der Grundlage der berücksichtigten formalen Eigenschaften ‚Fähigkeit, eine pragmatische Basiseinheit zu bilden‘, ‚Akzentuiertheit‘ und ‚Vokalqualität‘ lässt sich der Schreibzeichen-Signifikant von *ja* relativ eindeutig in zwei Sprechzeichen-Gruppen einteilen:

Gruppe 1: pragmatische Basiseinheit, akzentuiert, [a]
– Signifikant der Bedeutungen 1a, 1b, 2, 6a, 6b, 7a und 7b

Gruppe 2: keine pragmatische Basiseinheit, nicht akzentuiert, [ɐ]
– Signifikant der Bedeutungen 3a, 3b, 3c und 5

Allein das *ja* mit der Bedeutung 4 bildet eine gewisse Ausnahme, indem alle Realisierungen die Eigenschaften ‚akzentuiert‘ und ‚[a]‘ haben, die Ausdrucks-

²² Der Einfachheit halber transkribieren wir das angegebene Grundzeichen, dem streng phonetisch ein [a] bzw. [ɑ] entspricht.

seite aber in keinem Fall eine pragmatische Basiseinheit bildet (bilden kann?). Nicht nur weil diese Eigenschaft das distributionelle Verhalten und die Selbständigkeit von Zeichen charakterisiert, erheben wir sie für unsere Einteilung zum primären Kriterium, sondern auch weil die Eigenschaft „Fähigkeit eine pragmatische Basiseinheit zu bilden“ ein weiteres wichtiges Charakteristikum impliziert: die Fähigkeit einer Einheit, ein Intonationsmuster zu tragen. Daher ordnen wir den Realisierungstyp für Bedeutung 4 in die zweite Gruppe ein, die auf diese Weise in zwei Untergruppen zerfällt.

Vergleichen wir die aufgrund der ausdrucksseitigen Merkmale gewonnene Einteilung mit der Inhaltsseite, ergeben sich also die folgenden formal-funktionalen Gruppen:

Gruppe 1: pragmatische Basiseinheit, Intonationsmuster, akzentuiert, [a]

- 1a zustimmende Antwort
- 1b mit einem Modaladverb [freudige] Bekräftigung
- 2 zustimmende Antwort wird erwartet
- 6a konzessiver Bezug auf vorangegangene Aussage
- 6b Bestätigung der Berechtigung einer vorangegangenen Frage
- 7a Melden am Telefon
- 7b Ausdruck von Zweifel

Gruppe 2: keine pragmatische Basiseinheit, kein Intonationsmuster:

Gruppe 2a: nicht akzentuiert, [ə]

- 3a Hinweis auf etwas Bekanntes
- 3b Erstaunen oder Ironie
- 3c einschränkend
- 5 steigernde Anreihung

Gruppe 2b: akzentuiert, [a]

- 4 dringende Mahnung

Für beide Gruppen lassen sich relativ problemlos ‚übergreifende‘ Bedeutungen (im Sinne von Weydt) formulieren:

1. Die Ausdrucksseite der Gruppe 1 steht für ein Signifikat ‚Bestätigung/Zustimmung‘;
2. Die Ausdrucksseite der Gruppe 2a steht für ein Signifikat mit dem Merkmal ‚bekannt‘ (siehe Thurmair 1989, 104ff. und Weinrich 1993, 844);
3. Die Ausdrucksseite der Gruppe 2b steht für ein Signifikat mit dem Merkmal ‚Verstärkung‘ (siehe Thurmair 1989, 104ff.)

Die (relative) inhaltsseitige Einheit von Gruppe 2, der ‚Abtönungsgruppe‘, kommt dadurch zustande, dass es einen offensichtlichen Zusammenhang zwischen den Merkmalen ‚bekannt‘ und ‚Verstärkung‘ gibt:

Der durch [nicht akzentuiertes] *ja* geleistete Verweis auf Bekanntes (bewirkt) eine Bekräftigung der eigenen Äußerung; und aus dieser Bekräftigung ist die durch [akzentuiertes] *JA* angezeigte Verstärkung abzuleiten. (Thurmair 1989, 109)²³

Die im Duden differenzierten spezielleren Bedeutungen kommen durch die kontextuelle Einbettung (z.B. 1b) und die Prosodie zustande. So kann die Ausdrucksseite der Bedeutungen 2, 7a und 7b nur mit einem lokal steigenden Intonationsmuster geäußert werden, das zur Grundbedeutung von *ja* die Bedeutung ‚Reaktionsaufforderung‘ ergänzt (vgl. dazu Schmidt 2001 und Kehrein/Rabanus 2001). Je nach Kontext fungiert dieses *ja* somit als Zustimmungsheischen (Bedeutung 2), als ein Melden am Telefon (im Sinne von ‚Ich höre, was gibt's?‘, 7a) oder als ein Zweifelsausdruck (im Sinne von ‚Hab ich das richtig verstanden? Sag das nochmal!‘, 7b). Auch bei den abtönenden Realisierungstypen von *ja* übt der (sprachliche) Kontext den entscheidenden Einfluss auf die im Duden angegebenen Äußerungsbedeutungen aus. Beispielsweise ist bei Bedeutung 4 eine pragmatische Basiseinheit mit (direkt oder indirekt) auffordernder Äußerungsabsicht obligatorisch.²⁴

3. Wörter: Sprech- und/oder Schreibzeichen?

Vorausgesetzt, dass die lexikografische Aufbereitung von *ja* im Duden die aktuell dominierende sprachtheoretische Grundhaltung zu den Sprachzeichen im Allgemeinen widerspiegelt, wovon wir *ja* stillschweigend ausgegangen sind, erlauben uns die empirischen Analyseergebnisse zu *ja* die folgende Antwort auf die in 1.4. formulierten Hauptfragen:

Die ausdrucksseitigen paradigmatischen Grenzen des literalen ‚Wortes‘ definieren eindeutig *Schreibzeichen*. Folglich ist LIW nicht nur kraft der *spatia*, sondern auch kraft der (latenten) paradigmatischen Anwendung von KES schriftbezogen. Da die paradigmatische Anwendung von KES eben latent ist, bestätigt sich auch hier die skriptizistische Grundhaltung.

Diese Antwort führt uns gleich zu der ersten, oben in 1.4. formulierten theoretischen Frage: Wie sollte man in dieser skriptizistischen Situation verfahren?

Wir denken, dass es keine Lösung wäre, zusätzliche graphematische Unterscheidungsmöglichkeiten für die zwei oder gar drei Realisierungstypen von *ja* – und damit auch gleich zwei oder drei separate Wörterbuchartikel – zu fordern. Vielmehr plädieren wir für ein offenes Bekenntnis zu LIW mit der Konsequenz, dass wir *das Sprachzeichen bei Literalisierten als ein Schreibzeichen mit in-*

²³ „Die drängende oder drohende Nuance kommt dadurch zustande, daß den Adressaten implizit die ‚bekannteten‘ Sanktionen angedroht werden.“ (Weinrich 1993, 845)

²⁴ Bedeutung 4 tritt zwar in der Regel in Imperativsätzen auf, doch die Aufforderungsillokution lässt sich auch in Aussagesätzen verwirklichen (Thurmair 1989, 109). Eine indirekte Aufforderung liegt u.E. vor, wenn das akzentuierte *ja* in Final- oder Relativsätzen vor- kommt (zu Beispielen siehe ebd.).

terner Sprechzeichen-Gliederung definieren wollen. Diese Lösung verspricht (u.a.) folgende Vorteile:

1. Das „mot parlé“ als intendierter Gegenstand der modernen Linguistik wird rehabilitiert, ohne dass dadurch die Bedeutung des „mot écrit“ in Frage gestellt werden müsste bzw. würde.
2. Ganz im Gegenteil: Bei der Untersuchung der Sprache von Literalisierten wird das „mot écrit“ als linguistischer Gegenstand ebenfalls anerkannt. An die Stelle des Skriptizismus tritt eine theoretisch und empirisch begründete Relation von Schreib- und Sprechbezogenheit. Im Falle von *ja* bedeutet das, dass dem einheitlichen Schreibzeichen *ja* zwei Sprechzeichen *ja* entsprechen. Dabei zerfällt das zweite Sprechzeichen *ja* in die *Sprechzeichenvarianten* 2a und 2b.
3. Daraus folgt, dass man semiotisch zwischen Schreibsignifikant und Sprechsignifikant unterscheiden muss. Oder man könnte, um eine begriffliche Parallele zu der Terminologie der Inhaltsseite mit ‚Signifikat‘ und ‚Bedeutung(en)‘ herzustellen, zwischen *Signifikant* (= Ausdrucksseite des Schreibzeichens) und *Sprechtyp (Phonotyp)* unterscheiden. Der Terminus ‚Signifikant‘ wäre somit strikt auf das Schriftbild bezogen.
4. Die Herstellung einer begrifflichen Parallele zur Inhaltsseite scheint uns umso notwendiger zu sein, als die empirische Analyse von *ja* zu einem klar (diagrammatisch) *ikonischen* Ergebnis geführt hat: Der semantischen Grundgliederung von *ja* mit zwei primären und insgesamt drei Bedeutungstypen entsprechen ja auf der formalen Ebene zwei Sprechtypen bzw. drei Realisierungstypen. Wir können damit dem Skriptizismus zu Recht ferner anlasten, dass durch ihn auch ikonische Verhältnisse (erfolgreich) verdeckt wurden, was möglicherweise eine ‚Verwerfung‘ der sprachtheoretisch-semiotischen Grundlagen der Diskussion um ‚Arbitrarität vs. Ikonizität des Sprachzeichens‘ bewirkt hat (zur arbiträren und/oder ikonischen ‚Natur‘ des Sprachzeichens siehe Ágel 1996, 598–607).
5. Die obige Einschränkung der Definition des Sprachzeichens *auf Literalisierte* impliziert, dass wir für eine konzeptionelle und pragmatisch-sprachsoziologische ‚Sensibilisierung‘ des Sprachzeichenbegriffs, d.h. für je nach konzeptioneller Mündlichkeit/Schriftlichkeit und je nach sprachsoziologischen und pragmatischen Parametern differenzierte Relationen von Schreib- und Sprechbezogenheit, plädieren.
6. Unser Plädoyer für eine theoretisch und empirisch begründete Relation von Schreib- und Sprechbezogenheit impliziert, dass das bei Literalisierten zweifelsohne vorhandene ‚Gefühl‘ der Einheit eines geschriebenen ‚Wortes‘ nicht bekämpft, sondern theoretisch und empirisch untermauert wird.

Damit hätten wir erste und grobe Antworten auf die Fragen in 1.4. gegeben, die unsere zentrale Fragestellung am unmittelbarsten berührt haben. Für den Schluss sind uns aber noch zwei schwierige Fragen geblieben:

1. Wie verträgt sich unsere Auffassung mit der berechtigten Forderung nach der ‚Emanzipation‘ der Gesprochenen-Sprache-Forschung?
2. Sind ‚Wortarten‘ Klassen von Sprechzeichen und/oder von Schreibzeichen?

Das Plädoyer für je nach konzeptioneller Mündlichkeit/Schriftlichkeit und je nach sprachsoziologischen und pragmatischen Parametern differenzierte Relationen von Schreib- und Sprechbezogenheit bedeutet, dass unser kleines semiotisches ‚Modell‘ flexibel und dynamisch sein soll. Beispielsweise muss man bei den SprecherInnen, die funktionale Analphabeten sind, wohl eher von einer ‚Semiotik‘ ausgehen, die gar keine Schreibzeichen aufweist. Der *adäquate Gegenstand der Linguistik* im Falle der Untersuchung des Sprechens von diesen SprecherInnen wäre demnach ausschließlich das „mot parlé“. Umgekehrt muss

man bei hochgradig Literalisierten wohl auch dann mit der Wirkung von LIW rechnen, wenn sie irgendeine Form der konzeptionellen Mündlichkeit beherrschen und praktizieren. Unsere Annahme von übergeordneten Schreib- und untergeordneten Sprechzeichen bezieht sich also lediglich auf diesen Typus von soziopragmatischem Fall.

Die Antwort auf die zweite Frage folgt gewissermaßen aus der auf die erste. Ob nämlich ‚Wortarten‘ als Klassen von Sprechzeichen und/oder von Schreibzeichen zu definieren sind, ist in abstracto nicht zu entscheiden. Vielmehr hängt der Status – und damit auch die Einteilung – der ‚Wortarten‘ von der konzeptionell, pragmatisch und sprachsoziologisch zugrunde gelegten ‚Empirie‘ ab. Beispielsweise würden unsere empirische Analyse von *ja* und die theoretischen Konsequenzen eine Wortartentheorie notwendig machen, in der das Schreibzeichen als eine *Schreibwortart* und die zwei Sprechzeichen als *Sprechwortarten* eingestuft werden könnten. Den Sprechzeichenvarianten würden dann Unterklassen von Sprechwortarten entsprechen. Diese unsere ‚Wortartentheorie‘ würde aber selbstverständlich nicht passen (und auch nicht passen ‚wollen‘) zu der ‚Wortartentheorie‘, die notwendig wäre, um die ‚Wortarten‘ von funktionalen Alphabeten zu charakterisieren.²⁵

4. Literatur

- Ágel, Vilmos: Von der Sprache – über den Gegenstand der Sprachwissenschaft und die Natur des sprachlichen Zeichens – zur Literatur. In: Zeitschrift für Germanistik 3 (Neue Folge), 1996, 596–611.
- Prinzipien der Grammatik. In: Anja Lobenstein-Reichmann/Oskar Reichmann (Hrsg.): Neue historische Grammatiken des Deutschen. Tübingen 2002. [im Druck]
- Bergenholtz, Henning/Schaeder, Burkhard: Die Wortarten des Deutschen. Stuttgart 1977.
- Burger, Harald: Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen. Berlin 1998 (Grundlagen der Germanistik, 36).
- CLG= Saussure, Ferdinand de: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Berlin 1967.
- Coulmas, Florian: The Blackwell Encyclopedia of Writing Systems. Oxford 1996.
- Derrida, Jacques: Grammatologie. Frankfurt am Main 1983 (stw, 417). [frz. Orig. 1967]
- Duden. Deutsches Universalwörterbuch. 4., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim [usw.] 2001.
- Dürscheid, Christa: Syntax. Grundlagen und Theorien. Wiesbaden 2000 (Studienbücher zur Linguistik, 3).
- Eichinger, Ludwig M.: Deutsche Wortbildung. Eine Einführung. Tübingen 2000 (Narr Studienbücher).
- Eisenberg, Peter: Grundriß der deutschen Grammatik. Bd.1: Das Wort. Stuttgart, Weimar 1998.
- Eroms, Hans-Werner: Syntax der deutschen Sprache. Berlin, New York 2000 (de Gruyter Studienbuch).

²⁵ V. Ágel dankt sowohl für die Unterstützung von OTKA (T 034340 NYE) als auch für die, die ihm im Rahmen eines SZPÖ zuteil wird.

- Feilke, Helmuth: Idiomatiche Prägung. In: Irmhild Barz/Günther Öhlschläger (Hrsg.): Zwischen Grammatik und Lexikon. Tübingen 1998, 69–80.
- Fiehler, Reinhard: Über zwei Probleme bei der Untersuchung gesprochener Sprache. In: Sprache und Literatur 31, 2000, 23–42.
- Gauger, Hans-Martin: Die sechs Kulturen in der Geschichte des Lesens. In: Paul Goetsch (Hrsg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich. Tübingen 1994, 27–47.
- Goody, Jack/Watt, Jan: Konsequenzen der Literalität. In: Jack Goody/Jan Watt/Kathleen Gough: Entstehung und Folgen der Schriftkultur. Frankfurt am Main 1986 (stw, 600), 63–122. [engl. Orig. 1968]
- Günther, Hartmut: Die Schrift als Modell der Lautsprache. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 51, 1995, 15–32.
- Harris, Roy: The language-makers. London 1980.
- Hentschel, Elke/Weydt, Harald: Handbuch der deutschen Grammatik. 2., durchgesehene Aufl. Berlin, New York 1994.
- Hessky, Regina: Entwicklungen der Phraseologie seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Werner Besch/Anne Betten/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Aufl. Bd.2. Berlin, New York 2000 (HSK, 2.2), 2101–2106.
- Kehrein, Roland: Prosodie und Emotionen. Dissertation Universität Greifswald 2001. [erscheint in: Reihe Germanistische Linguistik. Tübingen]
- Kehrein, Roland/Rabanus, Stefan: Ein Modell zur funktionalen Beschreibung von Diskurspartikeln. In: Jürgen Erich Schmidt (Hrsg.): Neue Wege der Intonationsforschung. Germanistische Linguistik 157–158, 2001, 33–50.
- Knobloch, Clemens/Schaeder, Burkhard: Kriterien für die Definition von Wortarten. In: Geert Booij/Christian Lehmann/Joachim Mugdan (Hrsg.): Morphologie. Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung. Bd.1. Berlin, New York 2000 (HSK, 12.1), 674–692.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanisches Jahrbuch 36, 1985, 15–43.
- Schriftlichkeit und Sprache. In: Hartmut Günther/Otto Ludwig (Hrsg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Halbbd.1. Berlin, New York 1994 (HSK, 10.1), 587–604.
- Malinowski, Bronislaw: Das Problem der Bedeutung in primitiven Sprachen. In: C. K. Ogden/I. A. Richards: Die Bedeutung der Bedeutung. Supplement. Frankfurt am Main 1974, 323–384. [engl. Orig. 1923]
- Motsch, Wolfgang: Deutsche Wortbildung in Grundzügen. Berlin, New York 1999 (Schriften des IdS, 8).
- Ong, Walter J.: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes. Opladen 1987. [engl. Orig. 1982]
- Reichmann, Oskar: Germanistische Lexikologie. 2., vollständig umgearbeitete Aufl. von „Deutsche Wortforschung“. Stuttgart 1976 (Sammlung Metzler, 82).
- Schmidt, Jürgen Erich: Bausteine der Intonation? In: Jürgen Erich Schmidt (Hrsg.): Neue Wege der Intonationsforschung. Germanistische Linguistik 157–158, 2001, 9–32.
- Söll, Ludwig: Gesprochenes und Geschriebenes Französisch. 3. Aufl. Berlin 1985 (Grundlagen der Romanistik, 6).
- Thurmain, Maria: Modalpartikeln und ihre Kombinationen. Tübingen 1989 (Linguistische Arbeiten, 223).
- Trabant, Jürgen: Elemente der Semiotik. Tübingen, Basel 1996 (UTB, 1908).
- Vater, Heinz: Einführung in die Sprachwissenschaft. München 1994 (UTB, 1799).
- Weinrich, Harald: Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim [usw.] 1993.
- Weydt, Harald: Betonungsdubletten bei deutschen Partikeln. In: Albrecht Schöne (Hrsg.): Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985. Bd. 3: Textlinguistik contra Stilistik? [usw.] Tübingen 1986, 393–403.

5. Quellen

- Balden, Barbara: Nur ein einfaches Mädchen. Hamburg 1990 (= Balden)
 Bamm, Peter: Ex Ovo. Essays. Stuttgart 1956 (neue Ausgabe: 1963) (= Bamm)
 Bergengrün, Werner: Das Tempelchen. Zürich 1950 (= Bergengrün)
 Böll, Heinrich: Ansichten eines Clowns. Köln/Berlin 1963 (= Böll)
 Bollnow, Otto F.: Maß und Vermessenheit des Menschen. Göttingen 1962 (= Bollnow)
 de Groot, Anne: Dein Vater wird uns lieb gewinnen. Hamburg 1990 (= de Groot)
 Frankfurter Rundschau, 25.03.1999, S. 2, Ressort: N; Familienstreit in Oberursel mit blutigem Ausgang – und was die Nachbarn so darüber denken (= FR)
 Grass, Günter: Die Blechtrommel. Frankfurt 1962 (= Grass)
 Grzimek, Bernhard: Serengeti darf nicht sterben. Berlin 1959 (= Grzimek)
 Heuss, Theodor: Erinnerungen 1905–1933. Memoiren. Tübingen 1963 (= Heuss)
 Johnson, Uwe: Das dritte Buch über Achim. Frankfurt 1961 (= Johnson)
 Jung, Else: Die Magd vom Zellerhof. Hamburg 1965 (= Jung)
 Larsen, Viola: Die heimlichen Wege der schönen Prinzessin. Bergisch-Gladbach, o. J. (= Larsen)
 Mann, Thomas: Die Betrogene. Frankfurt 1953 (= Mann)
 Pegg, Jonny: Nacht des Jägers. Bergisch-Gladbach, o. J. (= Pegg)
 Stephan, Sabine: Ihre Liebe gab ihr Leben. Bergisch-Gladbach, o. J. (= Stephan)
 Torwegge, Claudia: Liebe hat ihre eigenen Gesetze. Hamburg 1990 (= Torwegge)
 Uhl, Yvonne: Um Mitternacht im blauen Schloß. Bergisch-Gladbach, o. J. (= Uhl)

6. Anhang: akustische Analysen anderer Bedeutungen von *ja*

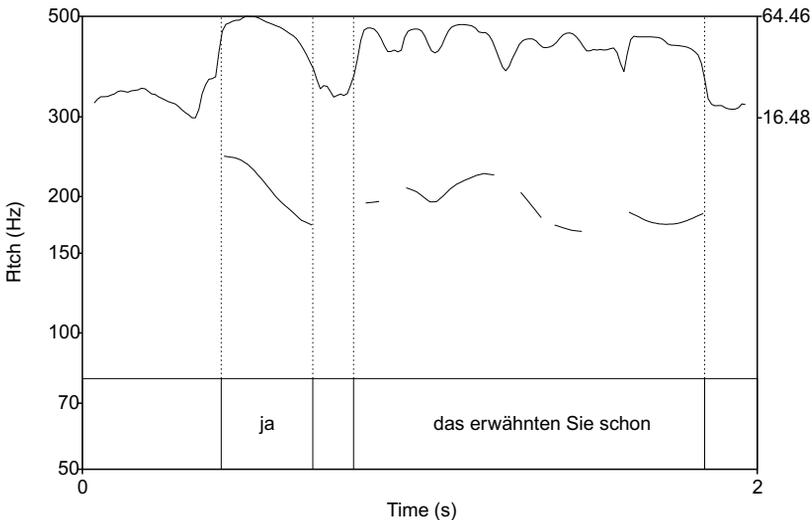


Abb. 4 (Bedeutung 1a)

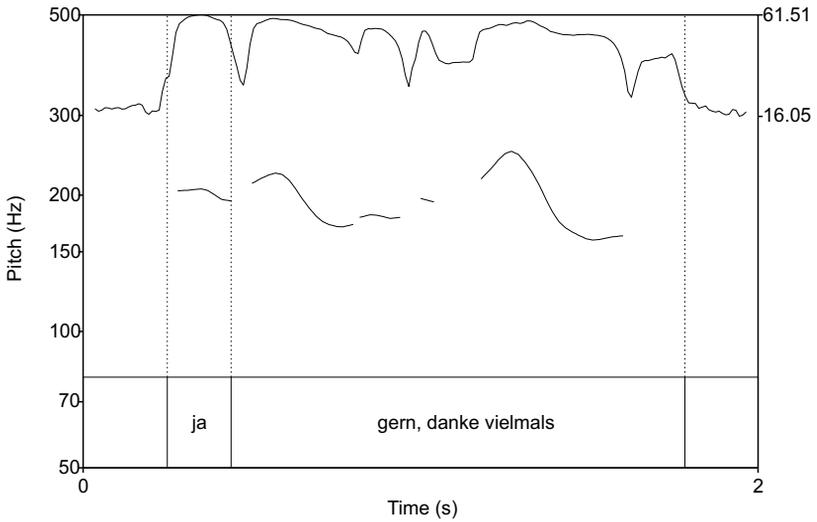


Abb. 5 (Bedeutung 1b)

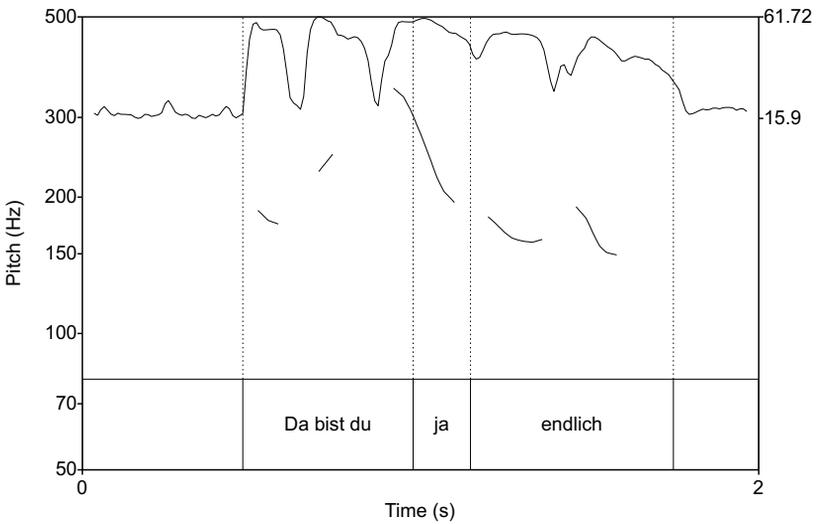


Abb. 6 (Bedeutung 3b)

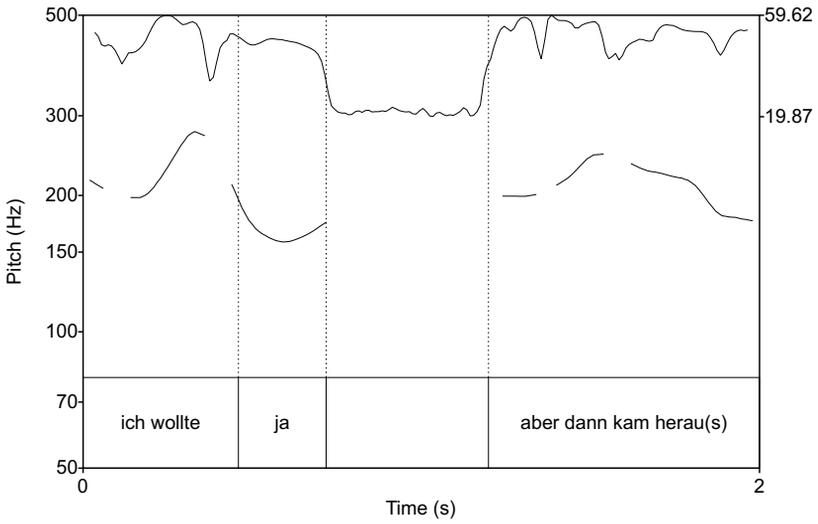


Abb. 7 (Bedeutung 3c)

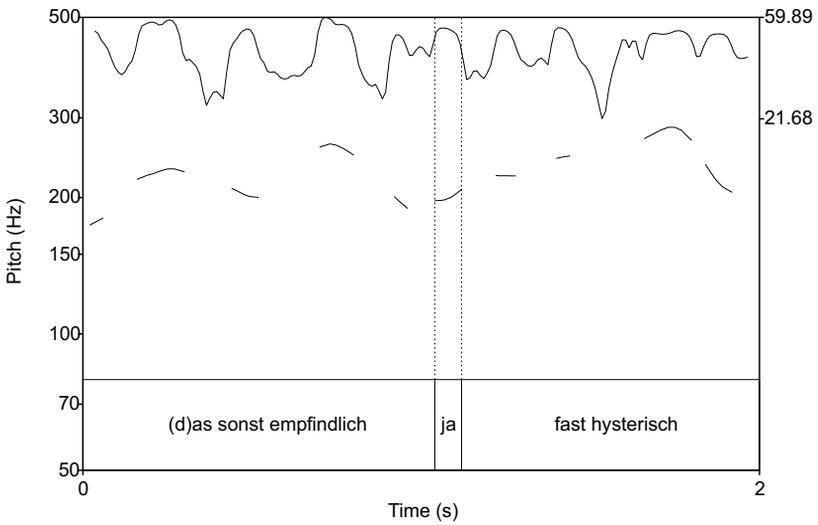


Abb. 8 (Bedeutung 5)

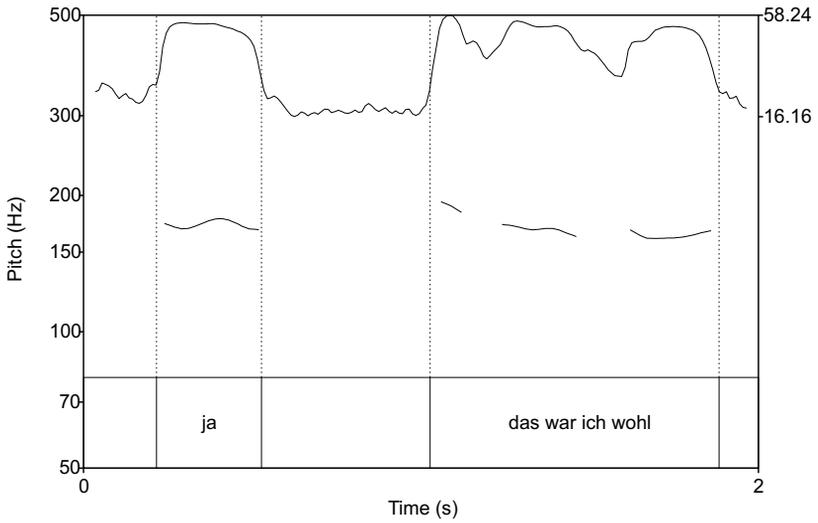


Abb. 9 (Bedeutung 6a)

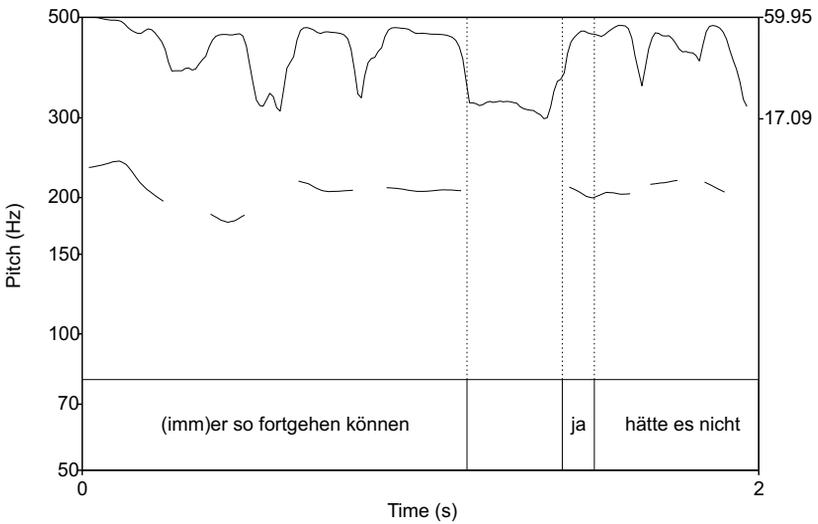


Abb. 10 (Bedeutung 6b)

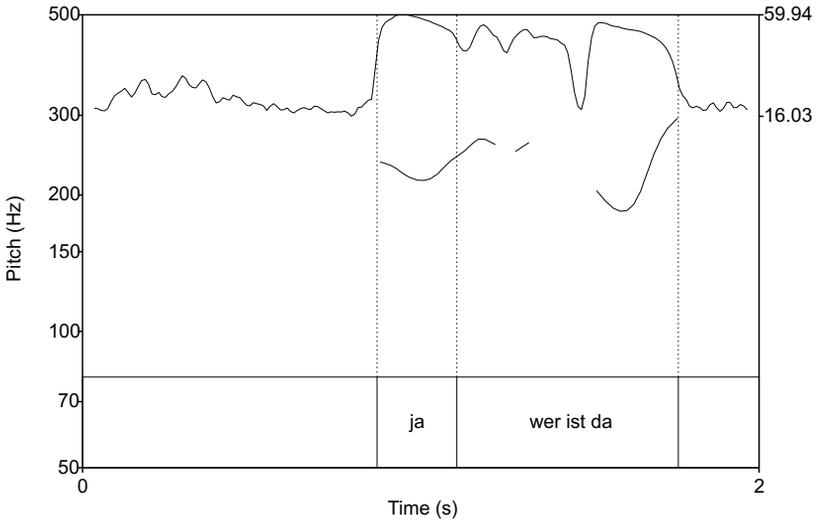


Abb. 11 (Bedeutung 7a)

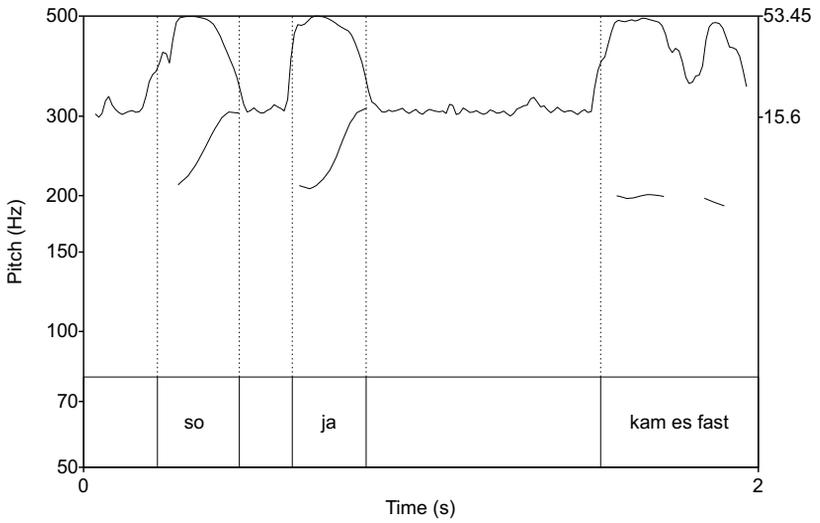


Abb. 12 (Bedeutung 7b)